

Zukunft der Evangelisation,
Konsequenzen für die Kirche?

Erzbischof Péter Erdő

Eminenzen, Exzellenzen, liebe Brüder und Schwestern!

1. Es ist eine besondere Freude und Ehre für mich, in Wiener Stephansdom über die Zukunft der Evangelisation zu sprechen. Zukunftsorientiert kann man aber erst recht aufgrund der gemeinsamen Vergangenheit sein. Auch in der Erzdiözese Esztergom-Budapest haben wir eine Kathedrale, die Stephansbasilika heißt. Sie trägt zwar den Namen des ersten ungarischen Königs. Dieser König hat aber in der Taufe den Namen des ersten Märtyrers Stephan bekommen, sicherlich hinsichtlich der Tatsache, dass die Missionare, die die ungarische Fürstenfamilie getauft haben, aus der Diözese Passau gekommen sind. Aus einer Diözese also, deren Schutzpatron der heilige Stephan, der erste Märtyrer war. Der Donau entlang kam also die Mission. Der Fluss war damals die beste Verkehrsmöglichkeit in dieser Region. Man hat die Verkehrsmittel gebraucht, die damals zur Verfügung standen. Man hat dynastische Verbindungen mit Eheschließungen gestärkt. Man hat durch Familie und Verwandtschaft große kulturelle und politische Entfernungen und Feindseligkeiten überwunden. Und in diesem Kontext verbreitete sich der Glaube. So arbeiteten auch die Missionare.

Was können wir heute aus dieser Vergangenheit lernen? Die Möglichkeiten, die die heutige Zivilisation anbietet, stellen nicht nur eine Gefahr, eine Bedrohung dar, die die christlichen oder überhaupt die menschlichen „Werte“ zerstört. Sie sind auch eine Chance für die Mission. Denken wir nicht nur an die Verkehrsmittel, an den zu dicht gewordenen Luftverkehr, nicht nur an die mächtigen Kommunikationsmittel, an die gewaltig gewordene Elektronik, die sogar die Machtverhältnisse in der Welt bestimmen kann, sondern halten wir uns auch die innere Situation des Menschen vor Augen. Wie fühlt sich der Mensch von heute, wie fühlen wir uns in dieser schönen, neuen Welt? Die geistige Lage unserer Zeitgenossen muss uns Christen den Weg der Verkündigung Christi zeigen.

2. Es ist Mode geworden, zu sagen, dass der Mensch von heute erschreckend zerstreut ist. Er ist kaum mehr fähig, Entscheidungen zu treffen. Vielen von unseren Zeitgenossen scheint weder die Wahl des Berufs, noch die Eheschließung dringend zu sein. Man sucht die beste, die leichteste, die am wenigsten anstrengende Lösung für alle Fragen des eigenen Lebens. All dies ist viel weniger eine Bosheit als ein glänzendes Elend. Man hat nämlich das Gefühl, dass es möglich ist, hier auf Erden grenzenlos und vollkommen glücklich zu sein. Man sieht im Fernsehen ein idealisiertes Leben der Oberschicht der reichsten Länder der Welt, man denkt, einen fehlerlosen Gatten oder eine perfekte Gattin für sich zu finden. Die Jugend und nicht nur die Jugend macht die Erfahrung, dass die Entwicklung oder die Veränderungen in Wirtschaft und Wissenschaft so schnell sind, dass man mit einem einzigen Beruf, mit nur einem Diplom keine sichere Existenz haben kann. Wenn man aber ständig bereit sein muss, den Beruf zu wechseln, dann ist man kaum mehr bereit, irgendetwas wirklich tief zu erlernen. Die Kehrseite der dynamischen Schmiegsamkeit ist die Oberflächlichkeit. Und das Leben des Menschen ist doch nicht ein Zustand der unbegrenzten Möglichkeiten. Wir sind nämlich sterblich. Es ist nicht gleichgültig, ob man mit fünfundzwanzig oder mit fünfundvierzig Jahren eine Ehe schließt.

Der so genannte heutige Mensch hat zu wenig Zeit. Und man fühlt eben deswegen kaum, dass das Leben vergeht, dass es sich doch nicht lohnt, Entscheidungen und wichtige Reflexionen immer zu verschieben.

Es verbreitet sich außerdem eine bildliche Kultur. Eine Kultur des Schauens und des Fühlens. Die langen Texte werden wenig gelesen. Ja, auch die langen Reden werden oft nicht gern angehört. Man drückt oft die eigenen Gefühle und Gedanken durch Bild, Musik, Videoklips aus und kaum mehr in klaren Worten. Dies ist aber oft nicht nur eine Frage der Form des Ausdrucks. Es geht immer mehr um den Inhalt des Denkens. Es fällt vielen schwer, in Begriffen, in verbalen Formeln zu denken. Bilder und Gefühle können zwar existenziell sehr wirksam sein, sind aber oft nicht präzise. Das berühmte „schwache Denken“ der postmodernen Zeit ist vermutlich auf dieses Phänomen zurückzuführen.

3. In dieser menschlichen und geistlichen Situation sprechen viele große Persönlichkeiten der Kultur, der Gesellschaft und der Politik über Werte. Über das Bedürfnis nach Werten. Dieses Problem kommt auch in der Diskussion über die Europäische Union öfters vor. In den ehemaligen kommunistischen Ländern versuchen sogar Politiker, die persönlich nicht unbedingt gläubig sind, die Identität der nationalen Kultur zu finden und zu stärken. Und nach so vielen Jahrzehnten finden sie oft die Religion – manchmal sogar hauptsächlich die Religion - als Grundlage der eigenen Kultur. So versuchen sie die Religion in irgendeiner Form zu unterstützen und manchmal gleichzeitig auch zu verwenden. Für die Christen Ost-Mitteleuropas steht also die Diskussion über Werte in diesem Zusammenhang.

Die Kirche in unserer Region ist also aufgerufen, als wertetragende Kraft in der Gemeinschaft der europäischen Völker zu wirken. Um die spezifische Art der Möglichkeit zur Mission, die in dieser Herausforderung gegeben ist, ermessen zu können, müssen wir berücksichtigen, dass schon der Begriff Europa eine eher kulturgeschichtliche als geographische Kategorie ist. So ist Europa im Zusammenhang von Werten nur als eine kulturelle und nicht als eine rein politische Größe aufzufassen.

Die menschlichen Werte kommen - wie bekannt - nicht vom Staat und lassen sich nicht verstaatlichen oder durch den Staat beschränken. Sie richten sich nicht nach den Staatsgrenzen. Eine Staatsideologie und ein System der offiziell deklarierten Werte wurde z. B. in den kommunistischen Ländern schon ausprobiert und hat sich als völlig erfolglos erwiesen. Darum ist ein Bürger eines ehemaligen Ostblocklandes den bloß offiziellen und staatlich deklarierten Werten gegenüber eher skeptisch.

4. Die menschlichen Werte haben mit dem Gewissen des Menschen, oder, wenn man will, mit seinem Wissen über Gut und Böse zu tun. Das moralische Bewusstsein ist von der Weltanschauung untrennbar. Mit dieser Feststellung sind wir schon im Bereich der Kultur und sogar der Religion. Dies ist die Ursache, warum nicht ein Staat für solche Werte konstitutiv sein kann und warum er diese Werte in den Herzen der Mitglieder der Gesellschaft zu suchen hat.

Es ist andererseits eine bekannte soziologische Tatsache, dass das Wertebewusstsein der Mehrheit einer Gesellschaft noch nicht bedeutet, dass die Mehrheit der Menschen das eigene Leben tatsächlich nach diesen Werten ausrichtet. Es wird auch weitgehend angenommen, dass der Staat die Aufgabe hat, das Gemeinwohl so gut wie möglich zu sichern. Was aber das Gemeinwohl ist, was für den Menschen individuell und gemeinschaftlich gut ist, kann nur aufgrund einer Weltanschauung entschieden werden. Daher - trotz aller gerechten Neutralität des Staates - können Staat und Kultur, Staat und Religion institutionell zwar voneinander getrennt werden, wahr bleibt aber, dass sich der Staat auf die Gesellschaft stützt und sich von ihr ableitet. Und es ist eben die Gesellschaft, die von der Kultur, von der Weltanschauung und von der Religion - oder von den Religionen - nicht trennbar ist. Die Gewissens- und Religionsfreiheit sind zwar grundlegende Erfordernisse gegenüber den heutigen Staaten, dies bedeutet aber gerade nicht, dass alle Religionen, alle Weltanschauungen gleichwertig sind. Die Grundlage der Gewissens- und Religionsfreiheit ist nicht etwa der Gedanke, dass alle Religionen nur subjektive Überzeugungen sind und keine objektive

Wahrheit enthalten, also nicht eine Absage an die Möglichkeit der objektiven Wahrheit, sondern eben das Gegenteil davon. Am treffendsten wird dies in der Konzilsklärung "Dignitatis humanae" über die Religionsfreiheit ausgedrückt. Die grundlegende rechtliche Möglichkeit des weltanschaulichen Pluralismus in den modernen Staaten soll also nicht die Vielfalt der Wertlosigkeit und des grenzenlosen Subjektivismus sein, sondern die Möglichkeit für die mit Vernunft und freiem Willen beschenkte menschliche Person, die objektive Wahrheit über Gott und Mensch, über Gut und Böse seiner Würde gemäß zu suchen. Die Existenz der objektiven Wahrheit in diesen Fragen ist also nicht das Gegenteil, sondern die einzige echte Grundlage der Religionsfreiheit.

Wenn wir also als Christen über Werte sprechen, so sprechen wir nicht über Meinungen der jeweiligen Mehrheit, die sich nach der Mode schnell ändern können, sondern über objektive Dinge und Erfordernisse, die in der Ordnung der Schöpfung und der Erlösung tief begründet sind.

5. Papst Johannes Paul II. betont wiederholt, dass Europa nicht nur eine wirtschaftliche, sondern hauptsächlich eine kulturelle und geistliche Realität ist. In diesem Sinne kann Europa gar nicht nur die Europäische Union als politische Größe bedeuten. Die EU kann keine eigenen und spezifischen Werte haben. Die Werte - soweit ihre Erkenntnis kulturell bedingt ist - können nur die Werte der jüdisch-christlich verwurzelten "europäischen", beziehungsweise westlichen Kultur sein, die in ganz Europa, aber auch in Nord-, Mittel- und Südamerika, oder in ganz Russland, Australien und anderswo lebendig sind. Wenn wir unsere Hoffnung aus der Person Christi schöpfen, dann müssen wir sogar sagen, dass eben diese Werte universal zu vertreten sind und Hoffnung für alle Menschen bedeuten. Natürlich muss Europa auch kulturell mit zwei Lungen atmen. Auch die byzantinische Form der christlichen Erbschaft ist ein reicher Bestandteil dessen, was man auch in der EU als Werte anerkennen und wirksam schützen soll.

Wenn die Werte von ihrem Wesen her nicht EU-spezifisch sein können, dann stellt sich die Frage, ob und welche Besonderheiten die EU im Bereich dieser Werte haben kann. Sie können - meiner Meinung nach - einerseits in der Formulierung und Vermittlung dieser Werte bestehen, andererseits in ihrem rechtlichen Schutz. Und dies ist der Bereich, wo die Christen, Bischofskonferenzen und mündige Laien ihre wichtigsten Aufgaben haben.

Die ganze Gemeinschaft der Kirche muss den Dialog mit der Kultur der Völker Europas viel intensiver als bisher fortsetzen. Die wichtigsten Bereiche dieses Dialogs könnten unter anderen die Schulen, die katholischen Hochschulen und Universitäten sowie andere kulturelle Einrichtungen sein. Es ist anzumerken, dass die katholischen Universitäten - die in Amerika viel verbreiteter als in Europa waren - heutzutage auch in unserem Kontinent sehr wichtig und aktuell geworden sind. Sie entsprechen nämlich einer rechtlichen und soziologischen Säkularisation der Gesellschaft, die den Unterricht und die Forschung der "weltlichen" Wissenschaften im Lichte des Glaubens an den staatlichen Universitäten kaum mehr ermöglicht. Die Europäische Föderation der Katholischen Universitäten (FUCE) hat z. B. eine ihrer Tagungen bei uns in Budapest veranstaltet. Das Thema war die Globalisierung und der Beitrag der katholischen Universitäten zu einer ethischen Antwort auf die daraus entstandenen Probleme. Umweltfachleute, Informatiker, Völkerrechtler, Moralthologen aus Europa und Amerika haben die Frage erörtert. Eine erfreuliche Erfahrung haben wir in der Zusammenarbeit mit einigen slowakischen Universitäten gemacht, die schon *de iure* oder *de facto* katholisch sind. An der humanwissenschaftlichen Fakultät der katholischen Peter-Pazmany-Universität Budapest besteht seit Jahren ein Institut für westslawische Sprachen und Kulturen mit einer slowakischen, tschechischen und polnischen Abteilung. Die schönsten Erfahrungen waren die gemeinsamen wissenschaftlichen Konferenzen in der Slowakei und bei uns. Es ist klar geworden, dass die Wissenschaftler - aufgrund des

gemeinsamen Glaubens - sogar die gemeinsame Geschichte in größerem Einklang und in freundlicher Objektivität studieren können.

6. Die Erwartungen der Gesellschaft der Kirche gegenüber haben sich in den Jahren seit der Wende auch in der wirklich spektakulären Entwicklung der institutionellen Strukturen der Kirche in den ehemaligen Ostblockländern gezeigt. Es wurde erwartet und zeitweise auch unterstützt, dass die Kirche möglichst viele Schulen, Sozialheime und andere Institutionen eröffnet. In Ungarn zum Beispiel gab es vor der Wende acht katholische Schulen, jetzt hat man dreihundert. Symbole konnte man aber schneller ändern als die Mentalität. Im Jahr des großen Jubiläums, das auch tausendjähriges Jubiläum des Christentums in Ungarn war, hat man hunderte, wenn nicht tausende von öffentlichen Denkmälern und Statuen an der Stelle der entfernten kommunistischen Statuen errichtet. Die neuen Statuen stellen meistens die großen Persönlichkeiten der ungarischen Kultur und Geschichte, aber auch sehr oft christliche Heilige dar. Solche Änderungen haben sicherlich eine kulturelle und psychologische Wirkung. Sie sind aber noch nicht die Evangelisierung in vollem Sinne des Wortes.

Der Heilige Stuhl hat in derselben Zeit, ganz im Sinne des Konzilsdekrets *Christus Dominus*, etwa hundert Diözesen in dieser Region geändert, damit sie den heutigen pastoralen Bedürfnissen besser entsprechen. Auch in der Welt der Massenmedien haben sich neue institutionelle Möglichkeiten für die Kirche eröffnet. Man hat jedoch in bestimmten Punkten das Gefühl, dass die Kirche auch in diesen Ländern überfordert ist. Der persönliche Glaube, der in der katholischen Gemeinschaft lebt, scheint nicht stark und verbreitet genug zu sein, um all diese Strukturen authentisch und wirksam zu tragen.

7. Davon ergibt sich die erste Aufgabe für die neue Evangelisierung: ernsthaft zu glauben. Christus persönlich zu lieben. Den Inhalt unseres Glaubens unter der Leitung des Lehramtes kennen zu lernen, das heißt in der lebendigen Gemeinschaft der Kirche, die die Lehre und das Geheimnis Christi seit den Anfängen treu vermittelt. Diese ernste Einstellung erfordert schon eine gewisse Askese von den heutigen, oft zerstreuten Menschen.

Die zweite große Aufgabe ist mit voller Hingabe zu suchen, was von uns in unseren Lebenssituationen das Evangelium fordert. Dies bedeutet: Zeugnis von der erkannten Wahrheit zu geben. Ein solches Zeugnis kann auch unser innerkirchliches Verhalten sein. Daran wird man uns erkennen – so hat Jesus selbst gesagt - , dass wir einander lieben. Die wirksame Solidarität, und nicht nur in öffentlich finanzierten Institutionen, sondern auch persönlich und gemeinschaftlich, kann auch ein lebendiges Zeugnis sein. Zum Beispiel die Hilfe, die kinderreiche Familien einander leisten, der Beistand, den andere Christen diesen Familien anbieten.

Aufgrund eines so gelebten Glaubens kann man sich mit mehr Kraft und Ausstrahlung an die wertunsicher gewordene Welt wenden. So kann der Dialog mit Kultur und Alltagsleben, konkret, mit indifferenten und nicht gläubigen Menschen authentisch aufgenommen werden. So wird man auch in der Gesellschaft den richtigen Weg finden; in einer Gesellschaft, die der Kirche oft wesentliche und gerechte, manchmal aber übertriebene oder einseitige Erwartungen und Forderungen stellt; in einer Gesellschaft, wo jedoch nicht selten das Interesse für das Evangelium fehlt; in einer müde gewordenen Zivilisation, die irgendwie doch nach dem Offenbarwerden der Kinder Gottes seufzt.

8. Die Zukunft der Evangelisation ist also nicht nur eine Methodenfrage. Sie ist eine Frage, die uns persönlich angeht und zur Umkehr auffordert. Die Welt braucht nämlich Christus, und sie braucht auch uns Christen, weil und insofern wir zu Christus gehören.

In diesem Sinne wünsche ich der Stadtmission in Wien Gottes Segen und viel Erfolg in der Evangelisierung. Ich bitte auch um das Gebet der Wiener Katholiken für unsere Diözesanmission, die in der Erzdiözese Esztergom-Budapest am Pfingstmontag beginnt.

